

Wider den moralischen Zeigefinger

Plädoyer für eine *indikativische und regenerative Ethik* im Religionsunterricht

Probleme bei der Behandlung von ethischen Themen im Religionsunterricht

Im Rahmen des studienbegleitenden Praktikums für Lehramtsstudierende bereiten wir – Studentinnen, Praktikumslehrer und Universitätsdozent – gemeinsam eine mehrstündige Unterrichtseinheit zum Thema „Miteinander umgehen im Sinne Jesu“ vor. Es entsteht schließlich – zu meinem Bedauern und trotz meiner Mitarbeit – ein Grundmuster, das mir typisch erscheint für die gängige Behandlung ethischer Themen im RU, wie ich sie aus Religionsbüchern, Unterrichtsmodellen und aus der – eigenen wie fremden – Unterrichtspraxis kenne: Zunächst kommt die Problemanalyse (1), in der den Schülerinnen und Schülern anhand von Negativbeispielen bewusst gemacht wird, wie konfliktträchtig, gemeinschafts- und selbstzerstörerisch unser Verhalten oft ist. Dann werden biblische Geschichten oder Impulse, eventuell auch solche aus Kirchengeschichte und Gegenwart, geboten (2), die zeigen, wie man es besser machen kann, die vorbildhaft „richtiges“ ethisches Verhalten mit Aufforderungsscharakter vorführen: Gehe hin und tue desgleichen! Dieser Forderung folgend werden die biblisch-christlichen Impulse „umgesetzt“ und „angewandt“ (3) auf die anfangs besprochenen Problem- und Konfliktsituationen: Wie kann man sich im Sinne der kennen gelernteren vorbildhaften Impulse „besser“, angemessener verhalten?

Dieser didaktisch-methodische Dreischritt birgt mehrere, nach meiner Sicht gravierende, Gefahren in sich:

- Es besteht die Gefahr, dass ethische Themen im RU auf diese Weise eine ausgeprägt gesetzliche, moralinsauere Ausrichtung erhalten, die den Schülern lediglich den erhobenen Zeigefinger des „Du sollst“ oder „Du solltest eigentlich“ vor Augen hält. Dies entspricht aber ganz offensichtlich nicht der Grundintention und Grundstruktur christlich-theologischer Ethik.
- Es besteht die Gefahr, dass Schülererfahrungen lediglich als Negativfolie für die positiven Antworten der biblisch-christlichen Tradition fungieren, die wiederum ohne Erfahrungsbezug, gleichsam „von oben herab“ verkündet werden. So kann eine ausgesprochene „Defizit-Didaktik“ entstehen, bei der nur die Fehler und Schwächen, nicht aber die guten Ansätze und Stärken der Schülerinnen und Schüler in den Blick genommen werden.

- Es besteht die Gefahr, dass die biblisch-christlichen Geschichten und Impulse als überflüssig empfunden werden, weil wir im Prinzip doch alle meistens wissen, dass man sich anders verhalten sollte und auch, wie ein moralisch besseres Verhalten aussehen könnte. Der solchermaßen eintretende „Verdopplungseffekt“ lässt nach dem Proprium der christlichen Ethik und des RU gegenüber einem Ethik- oder Sozialkundeunterricht fragen.
- Es besteht die Gefahr, dass durch eine lerntheoretische Betonung des Vorbild-Lernens ein allenfalls oberflächliches, imitatives Verhalten gefördert wird, das nicht von eigener Überzeugung und Werteinstellung getragen ist. Andererseits kann auch ein Gefühl der Überforderung bzw. des Unverständnisses „erzeugt“ werden, das entweder zu Minderwertigkeitsgefühlen und Resignation führt, oder bewirkt, dass Vorbilder christlicher Nächstenliebe als irrationale „Spinner“ abgetan werden (wer möchte schon so „verrückt“ sein und wie Mutter Teresa sein ganzes Leben für Kranke und Sterbende opfern?).

Wie kann man den – zugegebenermaßen etwas zugespitzt umrissenen – Gefahren einer moralinsaueren Oberflächlichkeit bei der Behandlung ethischer Themen im RU entgegen?

Ich möchte im Folgenden einen erfahrungsorientierten Weg vorschlagen, der sich zugleich an der Grundstruktur theologischer Ethik, so wie ich sie verstehe, orientiert, als auch die (Vor-)Erfahrungen der Schüler ernst nehmen will und ihnen – ergänzend zum keinesfalls pauschal zu verwerfenden Vorbildlernen – ein Lernen im Sinne von „Erfahrungen mit der Erfahrung“ (G. Ebeling) ermöglichen soll.

Ich erhebe dabei nicht den Anspruch, etwas grundsätzlich Neues oder Umfassendes zu bieten, sondern verstehe meine Überlegungen als fragmentarische Denkanstöße auf dem Weg zu einer theologisch profilierteren und pädagogisch lebensförderlicheren religionsdidaktischen Behandlung ethischer Themen.

Der indikative Aspekt christlicher Ethik als religionsdidaktische Grundstruktur

Am Anfang christlicher Ethik steht bekanntlich nicht die Aufforderung zur Verhaltensänderung, der Imperativ, sondern das unbedingte Ja Gottes zum Menschen, die vorbedingungslose Zusage des Angenommenseins, der Indikativ christlichen Glaubens. Die Behandlung ethischer Themen im RU sollte m. E. diese Grundstruktur christlicher Ethik besonders deutlich werden lassen und wo möglich im Aufbau einer Unterrichtseinheit bereits diese Struktur mit berücksichtigen. Dies bedeutet konkret, dass sowohl im Bereich der biblisch-christlichen Tradition als auch im Bereich der schülernahen Alltagssituationen und gegenwärtigen Wirklichkeit die oftmals im vorrationalen Einstellungsbereich verankerten Beweggründe für Verhalten aufgesucht und verdeutlicht werden, und zwar im Sinne von gemachten Vorerfahrungen.

Sehr eindrücklich lässt sich die indikative Struktur christlicher Ethik beispielsweise an der Zachäusgeschichte zeigen, in der die Zuwendung Jesu paradigmatisch der Verhaltensänderung des Zachäus vorausgeht bzw. sie bewirkt, weshalb diese Erzählung für mich einen ganz zentralen Stellenwert für die

ethische Thematik im RU hat. Aber auch bei anderen biblischen Geschichten müsste dieser Aspekt deutlich werden. So gehört das vieltraktierte und oft recht oberflächlich vermittelte Gleichnis vom barmherzigen Samariter nach meiner Sicht in den Kontext des Liebeshandelns dessen, der diese Geschichte erzählt: Jesus, der in seinem Reden und Handeln allen Menschen, die bedingungslose Liebe Gottes zusagt, der selbst Symbol der grundlosen Barmherzigkeit Gottes ist, erzählt dieses Gleichnis der Barmherzigkeit. Die Erfahrung der Leben ermöglichenden, menschenfreundlichen Barmherzigkeit Gottes ist darum in dem Gleichnis stillschweigend vorausgesetzt. Auch für die Zehn Gebote bieten sich andere Wege als sie – wie das manchmal geschieht – aus dem Erfahrungszusammenhang des Volkes Israel mit seinem Gott gerissen und gleichsam als ethische Instant-Regeln den Schülerinnen und Schülern vorzusetzen. Ernst Lange hat bereits 1958 eine Interpretation des Dekalogs von der Rechtfertigungslehre her versucht, die ich nach wie vor für sehr gelungen und religionsdidaktisch geeignet halte. Er redet darin von den „Zehn großen Freiheiten“, die Gott schenkt:

„Gott ist kein Zwingherr, sondern der Befreier. Er befreite sein Volk Israel aus der Knechtschaft in Ägypten. Dann führt er es zum Berg Sinai. Und vom Berg Sinai aus machte er ihm klar,

wie groß die Freiheit ist, die man mit Gott hat. Er machte ihnen das klar in zehn Sätzen. Acht von diesen zehn Sätzen beginnen mit ‚Du wirst nicht ...‘ Zwei beginnen mit ‚Du wirst ...‘

Keiner beginnt mit ‚Es ist verboten ...‘ Sondern alle fangen an: ‚Ich, Gott, und du, Mensch, wir gehören jetzt zusammen. Und wenn wir zusammenbleiben, dann wird dein Leben folgendermaßen aussehen:

Du wirst keine anderen Götter haben. Du wirst meinem Namen Ehre machen. Du wirst dich nicht zu Tode hetzen. Du wirst in deiner Familie ein menschliches Leben finden ...“¹⁾

Die indikative Struktur christlicher Ethik wird hier auch in der Einzelauslegung der Gebote deutlich, so etwa, wenn es zum siebten Gebot heißt: „Du brauchst dich nicht unehrlich zu bereichern! ... Ich, der allmächtige Gott, will dein Versorger sein. Du kannst es dir leisten, zu geben, statt zu nehmen.“²⁾ Zugegeben: Langes Auslegung stellt nur einen Aspekt der Zehn Gebote in den Mittelpunkt. Allerdings halte ich diesen Aspekt

aus den angesprochenen Gründen für so wichtig, dass er bei der Thematisierung der Gebote im RU nicht unter den Tisch fallen sollte. Auch bei der Vorstellung kirchengeschichtlicher oder gegenwärtiger Vorbilder für christlich-ethisches Handeln werden sich Möglichkeiten ergeben, den indikativen Aspekt christlicher Ethik aufzuzeigen und gedanklich nachvollziehbar zu machen.

Indikative Ethik und Alltagserfahrung

Nun stellt sich mit der Forderung nach der Betonung der indikativen Struktur christlicher Ethik unübersehbar ein Problem: Der Indikativ ist in den genannten Beispielen wie theologisch-grundsätzlich mit einer Gotteserfahrung bzw. einer Glaubenserfahrung verbunden. Das biblische Israel hat Gott als Befreier in seiner Geschichte erfahren, und Zachäus hat die Zuwendung Jesu am eigenen Leib erlebt. Eine solche Erfahrung ist aber religionsdidaktisch nicht machbar, der Glaube an einen Gott, der mich bedingungslos annimmt und mir die „Freiheit eines Christenmenschen“ schenkt, bleibt religionsunterrichtlich unverfügbar. Zweifellos liegt in den biblischen und anderen vorbild- bzw. impulshaften Erzählungen – sofern sie die erwähnte indikative Struktur deutlich machen – bereits ein kerygmatisches Element, das christlichen Glauben als Angebot, die „Hypothese“ Gott als mögliche Grundlage für gelingendes Leben und Handeln zur Sprache bringt. Dennoch halte ich es für

vielversprechend und religionspädagogisch geboten, das Verständnis für den Kern christlicher Ethik auch anhand der Alltagserfahrungen der Schüler anzubahnen. Erst dann lässt sich über die Verkündigungsdimension hinaus von einer wirklichen religionspädagogischen Vermittlung zwischen biblisch-christlicher Botschaft und gegenwärtiger Schülerwirklichkeit sprechen. Dazu müsste es gelingen, in den ethisch relevanten Erfahrungen der Schülerinnen und Schüler ebenfalls die indikative Struktur ethischen Handelns aufzuzeigen und als menschliche Grunderfahrung zu verdeutlichen.³⁾ Anders gesagt: Den Schülern soll anhand ihrer eigenen Erfahrungen klar werden, dass unser ethisches Handeln über rationale Überlegungen hinaus auf Voraussetzungen beruht, die wir nicht selber machen können, nämlich Erfahrungen der Liebe, des Vertrauenskönnens, des Angenommenseins. Hier wäre also auszugehen von Erfahrungen der Schüler mit dem eigenen Helfen oder sonsti-

gem ethischen Handeln und deren Vor-Erfahrungen, die dazu geführt haben, dass das Helfen überhaupt in den Sinn kam oder leicht fiel. Damit wird gleichzeitig der Schwerpunkt weg von den ethischen Defiziten und dem moralischen Zeigefinger hin auf die positiven Erfahrungen verlagert, die uns ethisches Handeln ermöglichen. Es wären, v. a. in der Primar- und unteren Sekundarstufe, Alltagsgeschichten der Schüler aufzunehmen wie etwa die von Bianca, die immer ihr Pausenbrot mit anderen teilt, weil auch ihre große Schwester immer mit ihr teilt. Oder wie die von Hannes, der den dicken Nachbarjungen immer hänselt, weil er selbst in der Schule wegen seiner Unsportlichkeit gehänselt wird, der aber sein Verhalten ändert, als seine Begabung als Torwart entdeckt wird und er von seinen Klassenkameraden jetzt akzeptiert wird. Aber auch Geschichten, die vom Neuanfangen-dürfen nach gemachten Fehlern erzählen und unser ständiges Angewiesen-sein auf Vergebung verdeutlichen, dürften nicht fehlen. Von den individuellen positiven Vorerfahrungen wäre dann auf positive allgemeine Grunderfahrungen zu schließen, die uns ethisches Verhalten „leicht machen“: Jeder

von uns erfährt in irgendeiner Weise Angenommensein, Vertrauen, Dankbarkeit, die unser Leben und Handeln tragen. Auf diesem Weg könnten solchermaßen perspektivisch beleuchteten Schülererfahrungen dann die in den biblischen Geschichten „geronnen“ Erfahrungen „verflüssigen“ helfen. Indem sie auf die Abhängigkeit unseres ethischen Handelns von einem letzten Urvertrauen, einer letzten Grunddankbarkeit für alles Leben, einem letzten Wissen um die Fehlbarkeit des Menschen und seiner Vergebungsbedürftigkeit verweisen, eröffnen sie einen erfahrungsverifizierten Verständniszugang für die von Christen vorausgesetzte „Hypothese“ Gott. Dabei kann auch deutlich werden, dass gerade dort, wo es an eigenen positiven Erfahrungen mangelt, die Identifikation mit den Glaubenserfahrungen anderer Chancen der Kompensation bietet. Das Vertrauen des Christen auf einen Gott, der ihn so bedingungslos annimmt wie Jesus den Zachäus akzeptiert hat, kann ihm helfen, über eigene Erfahrungen des Nicht-angenommen-werdens durch Menschen hinwegzukommen, kann ihm zur positiven Vorerfahrung für sein ethisches Verhalten werden.

Der regenerative Aspekt christlicher Ethik als religionsdidaktische Grundstruktur

Als regenerativen Aspekt möchte ich jenen Gesichtspunkt christlicher Ethik bezeichnen, der ethischem Handeln lebensbereichernde, lebenserfüllende Qualität beimisst und es als Mitarbeit an Gottes Heilshandeln versteht. Es handelt sich um einen Aspekt, der sowohl in theologisch-ethischen Entwürfen als auch im RU häufig zu kurz kommt oder gar ausgeblendet bleibt. Ich halte ihn jedoch für wichtig, weil es auch hier um eine Dimension ethischen Handelns geht, die ohne den moralischen Zeigefinger auskommt und etwas von dem christlicher Ethik zugrundeliegenden Menschenbild deutlich werden lässt, indem sie auf das gegenseitige Aufeinander-angewiesen-sein von Starken und Schwachen, von Helfenden und Hilfsbedürftigen im paulinischen Sinn rekurriert sowie auf die Verbindung zwischen Nächstenliebe und Selbstliebe. Ist unter der indikativischen Perspektive die Erfahrung von Liebe eine Voraussetzung für die Selbstliebe und damit auch für eigenes Liebeshandeln anderen gegenüber, so wird unter der regenerativen Perspektive als Verheißung Gottes sichtbar, dass der Liebende sich nicht selbstzerstörerisch verausgabt, sondern die Liebe und Energie, die er seinem Nächsten gibt, sich gleichsam in ihm selbst regeneriert: Wer sein Leben verschenkt, der wird es gewinnen. An bibli-

schen Geschichten wäre hier in erster Linie an die Jünger Jesu zu denken, die in seinem Auftrag anderen Menschen helfen und diesen Dienst als beglückend erleben sowie an die Urgemeinde in Jerusalem, in der man sich ganz im Sinne Jesu um Arme, Kranke und andere Notleidende kümmert. In der Kirchengeschichte und Gegenwart finden sich genügend Beispiele von Menschen, die ihre Hingabe an das dienende Helfen nicht lediglich als gehorsames Opfer, sondern als lebenserfüllende Bereicherung erfahren haben und deshalb oftmals ihr ganzes Leben der Not anderer widmeten.

Auf der Seite der Schülerwirklichkeit kann wieder an positive Erfahrungen angeknüpft werden, nämlich Erfahrungen, in denen den Schülern das ethische Handeln, das Helfen Freude gemacht hat und als sinnvoll erlebt wurde.

Es sollte dabei nicht zu einer vordergründigen Funktionalisierung der Ethik nach dem Motto „Tue Gutes, damit du dich gut fühlst“ kommen, sondern gerade die tiefere Einsicht geweckt werden, dass Helfen keine Einbahnstraße ist, die den Helfer in selbstgefällige Überlegenheit gegenüber dem „armen Hilfsbedürftigen“ versetzt. Hier könnten auch Geschichten erzählt werden wie etwa die folgende:

Carola erzählt:

Vor zwei Jahren war unsere Klasse ein fürchterlich zerstrittener und schwieriger Haufen. Es gab ständig Knatsch, und sogar die Lehrer kamen nicht gerne zu uns, weil wir uns ständig angifteten und keiner etwas mit dem anderen zu tun haben wollte. Dann hieß es eines Tages, zwei Kinder aus der „Lebenshilfe“ würden zu uns in die Klasse kommen. Wir wussten zuerst nicht, was das bedeutete, aber unser Klas-

senlehrer erklärte uns, dass es sich um zwei Kinder handelt, die spastische Lähmungen haben und deshalb im Rollstuhl sitzen müssen.

Am Anfang waren wir den beiden Neuen gegenüber sehr unsicher und lachten sie auch manchmal aus wegen ihren ungelungenen Bewegungen und den komischen Grimassen, die sie hatten, weil sie ihre Gesichtsmuskeln nicht richtig kontrollieren können. Und anfangs fanden es manche von

uns wohl auch lästig, dass wir die Neuen mit ihren Rollstühlen schieben mussten, wenn wir in ein anderes Klassenzimmer oder in die Pause gingen. Aber sie waren irgendwie so nett, unkompliziert und dankbar, dass sich unsere Haltung ihnen gegenüber recht schnell änderte. Wir machten nun aus, wer sie heute schieben darf, wer ihnen die Schultasche tragen darf und es machte uns Spaß, mit ihnen im Pausenhof Spiele zu ma-

chen, bei denen sie mitspielen konnten. Innerhalb von ein paar Monaten änderte sich die ganze Klassenatmosphäre. Von einem zerstrittenen Haufen wurde wir zu einer Gemeinschaft; wir kümmerten uns umeinander und hielten zusammen. Wenn ich so recht überlege, glaube ich, unsere beiden Rollstuhlfahrer haben uns mehr geholfen als wir ihnen.

Auch hier ist die Grunderfahrung der das eigene Leben bereichernden Kraft der Nächstenliebe „transzendenzoffen“ in dem Sinn, dass sie Verständnis anbahnt für Christen, die sich mit ihrem Liebeshandeln dankbar als „Hände Gottes“ begreifen, die von der Gnade des „Helfen-dürfens“ sprechen und sich in ihrem ethischen Verhalten von dem Gott getragen wissen, der will, dass allen Menschen geholfen wird.

Als die Reihe der Unterrichtsversuche in unserem studienbegleitenden Praktikum anläuft, die ich als „Hinterbänkler“ beobachten darf, merke ich erfreut, dass die Studentinnen doch etwas von dem Anliegen aufgenommen haben, unser Thema nicht „moralinsauer“ werden zu lassen. Das bewusste Einbringen des indikativischen und des regenerativen Aspekts christlicher Ethik in den RU, so fragmentarisch und unbeholfen das manchmal noch sein mag, kann dazu helfen, dem Grundgehalt christlichen Glaubens und Schülerinnen und Schülern religionsdidaktisch gerechter zu werden – das haben die Unterrichtsversuche nach meiner Einschätzung hoffnungsvoll bestätigt.

Manfred L. Pirner ■

Anmerkungen

1) E. Lange, Die zehn großen Freiheiten, Gelnhausen/Berlin (1958) ¹⁴1978, 5.

2) Ebd. 11.

3) Ich folge damit dem Konzept von R. Lachmann, Grundsymbole christlichen Glaubens, Göttingen 1992, der programmatisch die Grundaussagen der

biblisch-christlichen Tradition an menschlichen Grunderfahrungen verifizieren, sie dadurch dem Verständnis der Schüler nahebringen und Glauben propädeutisch anbahnen will. Vgl. insbesondere die Ausführungen Lachmanns zur Rechtfertigungslehre, a. a. O., 87 ff.